

# Kontakt Nr. 8

## Geleitwort

Eglisau, den 28. September 2021

Liebe Leserinnen, liebe Leser von *Kontakt*

Das Thema dieser Tage, der verregnete Sommer, wollen wir nicht auch noch bemühen. Schliesslich herrscht zur Zeit ja prachtvoller Altweibersommer.

Die wieder bedrohliche Corona-Situation in den Spitälern, die punkto Belegung an ihr Limit gelangen, soll hier ebenfalls höchstens dazu dienen, zu betonen, wie wichtig es ist, dass möglichst viele Personen, auch jugendlichen Alters, sich impfen lassen.

Die Ausgabe Nr. 8 von *Kontakt*, die Sie jetzt in Ihren Händen halten, soll Sie, so wünschen wir es uns, wiederum gut unterhalten, über allerlei Wissenswertes informieren und wie immer versuchen, Sie zum Schmunzeln und vielleicht auch zum Nachdenken bei der Lektüre des einen oder anderen Textes bringen.

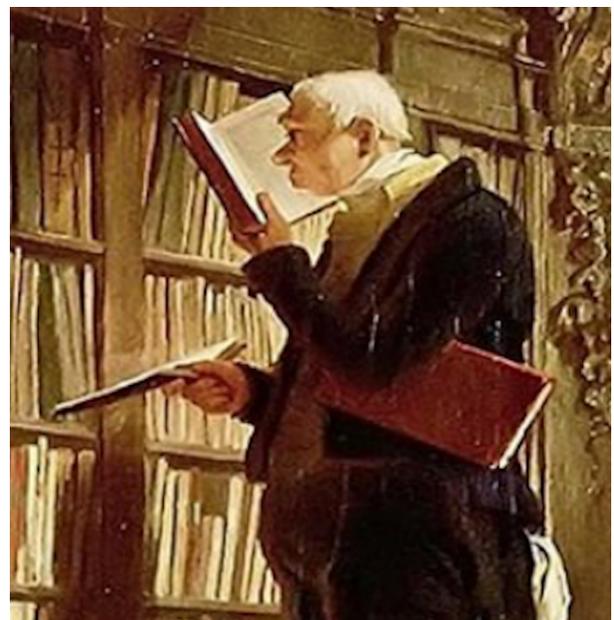
Die eilige Leserin, der eilige Leser findet nachstehend eine Übersicht der Titel und der Autor\*innen:

- **Schmetterling** (Poetischer Text von *Silvia Hagedorn*, S. 1)
- **Senior** (kritische Einsichten von *Rob Neuhaus*, S. 1)
- **Unerwartete Begegnungen mit dem Wasser** (Kentergeschichten von *Stephan Fröhlich*, S. 3)
- **Ein Familienorchester aus dem Zürbiet** (Youtube-Filml, S. 4)
- **Ich – der Teddy aus Wien** (Plüschgedanken von *Elisabeth Bosshard*, S. 5)
- **Weshalb wir in Amerika hängen geblieben sind...** (Rückblicke von *Brigitta Amsler*, S. 6)

- **Mein Sturz** (Noch gut gegangen, von *Silvia Hagedorn*, S. 8)
- **Ergötzliche Verse** von *Wilhelm Busch*, Seiten 9 und 15)
- **Freiwillige Arbeit in einem Museum** (ein beglückender Job, von *Pamela Alean-Kirkpatrick*, S. 9)
- **Protokoll eines SMS-Kontaktes mit Swisscom** (aufgezeichnet von *Stephan Fröhlich*, S. 10)
- **Der Divisionsrapport** (militärische Erinnerungen von *Martin Wipf*, S. 12)
- **Wygueteli** (ein Rezept, ausgewählt von *Helen Hangartner*, S. 14)
- **Traum** (poetisch formulierte Altersgedanken von *Margrit Studer*, S.14)
- **Die vier Grazien** (Hohes Lied über vier tapfere Frauen von *Peter Itschner*, S. 14)
- **Schlusswort** (von *Helen Hangartner*, S. 18)

Wir wünschen gute Unterhaltung und Interesse bei der Lektüre.

Ihr Redaktionsteam



## Schmetterling

Wenn ich meinen Garten sehr vermisse, gehe ich zum grossen Blumenfeld, um dort aus der grossen Auswahl einen Strauss zu schneiden.

Welche Pracht und Farbigkeit trotz des wechselhaften Wetters. Ich freue mich! Es zieht mich zu den Zinnien. Meine Schere nähert sich einem grossen sonnengelben Exemplar. Da setzt sich ein Schmetterling auf die Blume meiner Wahl. Atemberaubend schön ist er und selten zu sehen. Meine Augen trinken seine Schönheit, während er sich am Blütenstaub labt. Wie heisst er? Es ist kein Schwalbenschwanz. Vielleicht ein Admiral? Jean-Claude, ein Eglisauer Freund, wüsste das ganz genau. Sein Gehirn hatte eine Schublade für alle Schmetterlings-Namen, so wie Hannes, mein verstorbener Mann, eine Schublade hatte für die Namen vieler Bergspitzen.



*Fragile Schönheit im Unterengadin – ein Beispiel.*

Mir fehlen diese Schubladen.

Aber den Anblick dieses Schmetterlings und den Freudenfunken, den er in mir auslöste, werde ich bewahren.

*Silvia Hagedorn*

## Senior!

*Ich bin jetzt älter... aber nicht alt. Was für eine widersinnige Vorstellung – müsste ich nicht zuerst alt werden, und erst dann älter? Schritt für Schritt versuche ich, die Haken und Widerhaken des Alterns heraus zu finden.*

Kürzlich hat es mich voll und völlig unvorbereitet erwischt. «Senioren», sagte der Mann am Billettschalter der Bergbahn, ohne mich nach einem Ausweis gefragt zu haben. Senioren! Die Bergfahrt kostete 11 statt 15 Franken. Ich bezahlte wortlos und nahm Platz in der Gondel. So fadengrad hatte mich der Typ erwischt, dass ich mir erst jetzt gewahr wurde, was er gemeint hatte: Ich kam offenbar derart seniorenhaft daher, dass er schon von Weitem sah, dass da ein Rentner, ein Pensionär, ein alter Knacker auf wackligen Beinen, dem wohl bald die Puste ausgehen würde, daherkam und er sogleich in den «Senioren-Mitleid-Rabatt-Bonus-Modus» wechselte. Nun gut, ich muss sagen, ich hatte am Vorabend einiges gebechert und war am Morgen auch schon lockerer in die Gänge gekommen. Dass dieser Eingeborene, der vermutlich keine Ahnung von Physiognomie hatte, mir so kommen musste, liess mich jetzt doch ziemlich alt aussehen, wenigstens in meiner Vorstellung.

Noch den ganzen Tag purzelte, rollte und stolperte mir das Wort «Senioren» wie im Selbstgespräch über die Lippen, während ich flott bergan schritt und locker alles überholte, was jünger als ich selber schien. Auf dem Gipfel angekommen, wagte ich sogar einen Blick auf die Uhr: ich hatte eine gute Zeit hingelegt. Keinen Rekord, aber immerhin. Der Abstieg in der warmen Sonne war der reinste Genuss. Mit grosser Genugtuung machte ich einen schwungvollen Bogen um die Bergstation und nahm den ganzen Abstieg unter die Füsse. Das Bier danach schmeckte umso besser, inklusive die leise Irritation.



*Alt werden ist wie auf einen Berg steigen. Je höher man kommt, desto mehr Kräfte sind verbraucht, aber desto weiter sieht man. Ingmar Bergmann*

Henu, unterdessen habe ich den Alten vom Bergbähni überwunden und im Nachhinein freue ich mich halt darüber, dass ich ein paar Franken gespart habe. Wenn ich dann von der ersten und zweiten Säule leben muss, werde ich das Geld dann wohl mehr schätzen lernen.

Wobei – zum Geld fällt mir eine Geschichte ein, die mir ein Bauer und Alpsenn erzählt hat. Ein Fremder klopfte bei ihm an, er wollte Käse kaufen. Der Bauer liess ihn probieren, und schliesslich kaufte der Mann Käse für 600 Franken. Er holte sein Portemonnaie hervor, aus dem die Noten nur so herausquollen. Der Bauer machte grosse Augen. Der Fremde schob sechs Hunderter über den Tisch und sagte: «Nimm das Papier, und denk daran: Du bist reich, du hast Käse, ich habe nur Papier.»

*Rob Neuhaus*

### **Unerwartete Begegnungen mit dem Wasser...**

In meiner Ruderkarriere bin ich bisher sechs Mal gekentert, erinnere ich mich.

#### **Das erste Mal**

Im Alter von ungefähr 16 Jahren durfte ich als Junior im Ruderclub Schaffhausen nach ersten 400km im Mannschaftsboot einen Renn-Einer ausprobieren.

Der Einer ist ein sehr schmales, ca. 50 cm breites, 8 m langes und 10 - 15 kg schweres Boot. Das Halten der Balance des rasch schwankenden Gefährts ist nicht ganz einfach, zumal auf dem strömenden und wirbelreichen Rhein.

Die Instruktionen waren knapp: vorsichtig einsteigen und mit Rudern beginnen, wenig Kraft einsetzen. Und das Wichtigste: was auch geschehe, die Ruder *nie* aus den Händen geben und unbedingt das Gleichgewicht halten. Falls ich aber trotzdem kentern würde, sollte ich schwimmend



*Oha!*

*(Beispiel)*

Ruhe behalten, mit den Rudern klar kommen, das Boot wieder aufrichten und versuchen, mich aus dem Wasser zurück ins Boot zu wuchten. Nicht ganz einfach, dachte ich bei mir – schon beim Zuhören...

Sonderbar war, dass der Trainer - es war damals der Clubpräsident - und alle Kameraden, die schon Erfahrung im Einer hatten, während der kurzen Einführung eine seltsame Haltung mir gegenüber an den Tag legten: war es vorausseilende Schadenfreude, Bewunderung oder stilles Schmunzeln ob der allenfalls feuchten Ereignisse, die mir da blühen könnten?

Nun, es sollte losgehen. Ich bestieg das Boot erfolgreich vom Steg aus, begann zu rudern und stellte fest, es klappte. Ich hielt genügend Abstand zum Ufer, zog an den dort vertäuten Weidlingen vorbei und machte genussvoll meine ersten Kilometer flussaufwärts. Ein stolzes Gefühl bemächtigte sich meiner. Ich begann, mit mehr Kraft zu rudern und erreiche bald mein Ziel.



*... und wie komme ich wieder ins Boot? (Beispiel)*

Nun startete ich das kritische Wendemanöver. Es gelang und sogleich nahm mich die kräftige Strömung flussabwärts mit. Auch die weiteren Ruderschläge gelangen, das gute Gefühl steigerte sich... bis ich unverhofft im Wasser lag, das Boot kieloben neben mir schwimmend.

Schwupp - offenbar hatte ich die Instruktion vergessen - liess ich die Balancierstangen, die beiden Ruder in plötzlicher Angst los.

Der Dreher vollzog sich sehr schnell. Das Wasser war zum Glück sommerlich warm. Boot, Ruder, Rollsitze und ich selbst schienen funktionstüchtig und ohne Bootsschaden. Aber alles kieloben im Wasser, schnell den Rhein runter treibend.

Nun kam das empfohlene Manöver: es galt, die immer noch eingehängten Ruder aus den Auslegern zu schrauben, den Einer fahrtüchtig aufzurichten und mich wieder ins Boot zu wuchten.

Was da alles kaputt gehen könnte, fiel mir ein: das zerbrechliche Waschbord, die Bootschale, alles aus sehr dünnem Holz.

Ich richtete also die Ruder und hielt sie fest in einer Hand, was mich einige Versuche kostete, wie auch das Wieder-im Boot- und auf-dem-Rollsitze-Platz- finden, die Füsse in die dafür vorgesehenen Schuhe im Fussbrett schiebend. Es gelang. Mein Puls steckte spürbar in ziemlichen Höhen: das Schreckhindernis des Kraftwerkes Schaffhausen zwar noch in gewisser Ferne, war ich doch seit dem Kentern ca. 2 km mit der Strömung flussabwärts getrieben.

Mit zittrigen Armen und Beinen nahm ich das Rudern wieder auf. Das Landen am Steg des Bootshauses gelang ebenfalls. Ich stieg aus und sah mich einer erwartungsvollen Kameradenschar gegenüber. Ich erzählte, was geschehen war. Hohn und Schadenfreude hielten sich in Grenzen. Der Clubpräsident meinte, erst wenn man mal im Einer gekentert sei, sei man zum richtigen Ruderer geworden. Ein Initiationsritus also?

## Noch einmal dasselbe

Nach dem Dreher auf dem Rhein, machte ich ca. 1959 auf dem Zürichsee nochmals dieselbe Erfahrung.

Das Wiedereinsteigen in den Einer aus stehendem Wasser war dann weit weniger schwierig, meine Rückkehr aber von ähnlich liebenswürdigen Bemerkungen meiner Ruderfreunde begleitet.

## Der fatale Krebs

Wir trainierten im November 1962 für den Uni-Poly-Match im Achter. Am Renntag mass das Thermometer  $-5^{\circ}\text{C}$  Luft- und ca.  $+5^{\circ}\text{C}$  Wassertemperatur.

In beiden Booten sassen erfahrene und ruderisch erfolgreiche Kollegen, gegen die wir auch übers Jahr in verschiedenen Bootskategorien immer wieder angetreten waren oder zusammen trainiert hatten.

Es war graues Wetter und kalt. Wir hatten warme Kleidung, Mützen und Handschuhe über. Beide Achtermannschaften ruderten sich im unteren Seebecken vor der Quaibrücke in Zürich warm und bauten Betriebstemperatur für das Rennen auf. Der See war ziemlich aufgewühlt mit einzelnen schaumgekrönten Wellen. Ziemlich schwierige Verhältnisse! Wir bereiteten einzelne Spurtserien vor. Ich hatte noch kalte, gefühllose Hände und fühlte mich etwas ungelenkt und klobig.



Originalbild 1962 mit Verfasser als Dritter von Links!

Da geschah es.

Ich zog einen sogenannten Krebs: mein Ruder verfring sich überraschend in einer Welle, verklemmte sich, und tauchte gefüllt mit Wasser, in die Tiefe ab. Der Innenholm des jäh abgebremsten Ruders knallte mit Gewalt an meine Brust. Die noch immer hohe Geschwindigkeit des Achters packte und katapultierte mich mit einem Salto aus dem Boot ins eisige Wasser.

Meine Kleiderschichten füllten sich mit Wasser. Ich versuchte, mich der rettenden Bordwand des noch langsam fahrenden Bootes zu nähern. Dabei trafen die heckwärts gelegenen Ausleger schmerzhaft meinen immerhin müthenbewehrten Kopf. Beim ersten Mal tauchte ich diesen unter, erhielt aber dann leider beim wieder Hochtauchen einen zweiten und dritten Stoss durch die über mich weggleitenden weiteren Ausleger. Ich schluckte ziemlich viel Wasser. Es gelang mir aber doch, wieder in das mittlerweile still liegende Boot zu klettern und meinen Platz einzunehmen.

Darauf ruderten wir unverzüglich zum Bootshaus des Seeclubs zurück. Ich nahm eine heisse Dusche, schlüpfte in trockene Kleider und ab ging es wieder zurück zum Start am rechten Seeufer. Die Kameraden des Poly-Achters und das Motorboot des Starters (mit den Rektoren von Uni und Poly an Bord) hatten bei der Fischerstube gewartet. Das Rennen wurde gestartet. Wir siegten das erste Mal für die Uni und durchbrachen die beeindruckende, jahrelange Erfolgsserie der Polyaner. Eine runde Sache!

*Stephan Fröhlich*

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer von *Kontakt*)

## Ein Familienorchester aus dem Züri-biet:



<https://youtu.be/AOdSDeFiMbc>

## Ich – der Teddy aus Wien

Vielleicht habt ihr meine Geschichte gelesen, die meine Bärenmutter Margrith (Waiblinger) im *Kontakt* Nr. 5 erzählt hat. Da war zu lesen, dass ich meine Wurzeln in Wien habe, im achten Bezirk an der Lerchenstrasse 22. Das Haus war damals schon uralt. Die lange Holztreppe, die zur Wohnung meiner ersten Bärenmutter Viktoria hinaufführte, quietschte, und ich war froh, dass ich diese Treppe hinaufgetragen wurde, denn für meine kurzen Beine wäre das nichts gewesen. Zugegeben, damals war ich noch jung – sehr jung, und meine Füsse flink, besonders dann, als ich einen neuen Wohnort bei meiner zweiten Bärenmutter Margrith in der Schweiz bekam.

Stellt euch vor, ich war das Geschenk von Viktoria zu Margriths Geburt. Am Anfang sass ich brav in ihrem Stubenwagen und bewunderte das kleine, schlafende Mädchen. Allerliebste sah es aus! Natürlich wurde mein Leben noch viel schöner und interessanter, als klein Margrith grösser wurde und mit mir spielte. Sie nahm mich sogar mit auf Reisen – bis nach Wien durfte ich mit ihr, wo ich mich ja noch bestens auskannte.

Die Ferien in Wien bei Viktoria zählten zu meinen Schönsten. Besonders liebte ich Viktorias Erzählstunden. Da war ich geborgen im Arm von Margrith, die mich beim Zuhören fest an sich drückte. Nicht,



*In alter Schönheit auferstanden!*

dass es mir nur in Wien gefallen hätte. Nein, mein langes Leben bei Margrith in der Schweiz war schön und in Eglisau gefällt es mir sehr. Nun bin ich inzwischen ein alter Bär geworden, dem das eine oder andere fehlt.

Was mich besonders eingeschränkt hat, sind meine Augen. Das eine Auge habe ich verloren und das andere hing nur noch an einem Faden. Zwei Frauen aus dem Repair-Café haben sich meiner angenommen. Die eine strickt momentan für mich eine neue Strumpfhose und die andere hat mir zu neuen Augen verholfen, was mich überaus glücklich macht. Ich sehe nun wieder alles – was für ein Lebensgefühl! Um zu diesen neuen Augen zu kommen, war es allerdings nötig, für einige Zeit nach Rafz zu gehen. Natürlich mussten da auch noch andere Reparaturen an mir gemacht werden: Meine Nase wurde neu bestickt und alle Stellen zugenäht, wo mein Innenleben, die Holzwolle, sichtbar wurde. Auch das rotgestreifte Jäcklein bekam neue, goldene Knöpfe. Darauf hätte ich verzichten können, denn die von Margriths Kinderzähnen zerbissenen Knöpfli gefielen mir viel besser, sie besaßen noch einen Hauch von Wien... und von Viktoria... *Tempi passati!* Wehmut gehört zum Altwerden.

Zurück nach Rafz! Nach all den Anpassungen und Reparaturen erholte ich mich im Garten meiner Repair-Café-Frau. Doch das Heimweh plagte mich allmählich und

so durfte ich bald wieder nach Hause. Mit ein paar Blumen in meiner Bärenlatze überraschte ich Margrith, die sich über meine Rückkehr sehr freute.

*Elisabeth Bosshard*

### **Weshalb wir in Amerika "stecken" geblieben sind...**

Lustig, wie plötzlich ein Thema auftaucht, welches längst im Hintergrund vergraben lag. Eines meiner vier Kinder hörte meine kurze Erklärung für einen Bekannten, wie wir nach USA kamen und warum wir hier schliesslich Fuss fassten. Sie wunderte sich, dass sie von dieser Geschichte gar nicht wusste. Dies hat mich veranlasst, unsere Immigrationsgeschichte in ihren wichtigsten Phasen niederzuschreiben.

Anfangs der 1960er Jahre bekam mein Mann sein Architekturdiplom von der Technischen Hochschule in Stuttgart. Mit seiner Arbeit, die unter den zwei besten war, hat er einen Preis von einigen damals noch Deutschen Mark erhalten. Diese genügten einem damaligen Studenten, mit einem drei Monate gültigen US-Studentenvisum mit Greyhound-Bus, plus Essen und Logis in den Vereinigten Staaten herumzureisen. Der Preis wurde von einem Sponsor gestiftet, welcher fand, dass alle jungen Architekten die Gebäude von Frank Lloyd Wright sehen müssen. FLW war einer der amerikanischen Modernisten, und, wie wir sagen, «ground breaking»!



*Wir sitzen auf einem Sisalteppich, den ich eben fertig gehäkelt habe, vor unserem Kamin, wo verschiedene Schlüssel hängen, die aus Corippo, Tessin, stammen.*



*Im VW-Bus unterwegs*

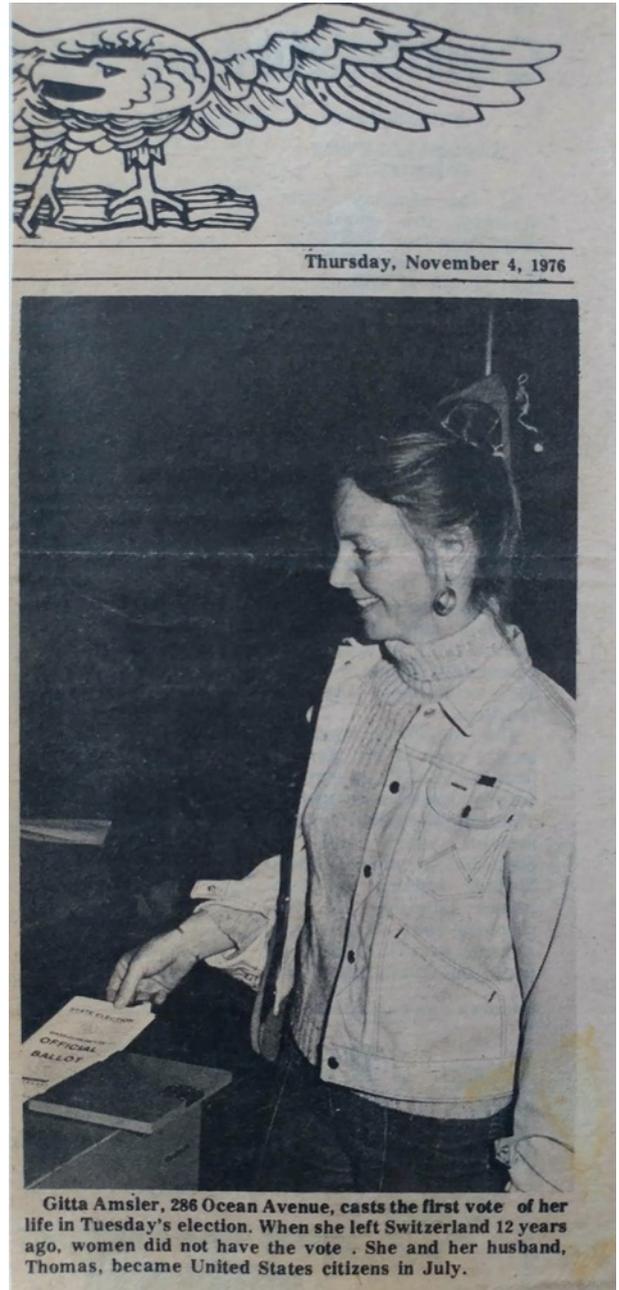


*Reifenpanne im Niemandsland*

Am Ende dieser dreimonatigen Reise musste ein Bericht über unsere Eindrücke und Erlebnisse geschrieben werden.

Es gelang uns, den Geber zu überzeugen, dass wir als ganze Familie mit zwei kleinen Kindern die Reise machten und sicher etwas länger als die drei Monate bleiben werden, aber unbedingt zurückkehren würden, selbstverständlich aber auch mit einem Lagebericht unserer Reise durch Amerika, auf den Spuren von FLW.

Im Jahr 1964, nach einer stürmischen Überfahrt auf dem Schiff «Maasdam», landeten wir in einem idyllischen Ort, Marble-



*Stolze Neubürgerin bei der Stimmabgabe*

head, Massachussets (ca. 25 km nördlich von Boston an der Küste), mieteten ein winziges Häuschen, direkt am Hafen, und atmeten zum ersten Mal amerikanische Kultur ein! Nach einem guten Jahr unternahmen wir endlich eine viermonatige Reise durch die USA mit einem VW-Bus.

Ein ganzes Buch könnte geschrieben werden über diese Reise. Eines der wichtigen Dinge, die zu unserem Bleiben hier führte, war, dass unser VW-Bus zweimal grosse Probleme hatte, und wir all unsere bis jetzt ersparten Dollars für die

Anschaffung eines neuen Motors ausgeben mussten!

Wieder zurück in Marblehead, mit leerem Bankkonto, überlegten wir uns, dass es jetzt unmöglich wäre, ohne finanzielles Polster in die Schweiz zurückzukehren.

Mein Mann arbeitete daher wieder an der selben Stelle in Boston wie vorher. Mindestens die Rückreisekosten sollten gespart werden

Aber... dies dauerte und ging eine Weile. Wir liebten, wo wir wohnten. Die Familie wuchs. Zwei weitere Kinder kamen auf die Welt. Wir entschieden uns, ein kleines Haus zu kaufen und hier Fuss zu fassen. Wir haben es nie bereut. Zwei unserer Kinder sind Schweizer\*innen/Amerikaner\*innen und zwei sind Amerikaner\*innen/Schweizer\*innen!

1976, anlässlich der 200-Jahrfeier Amerikas, wurden wir US-Bürger. Ich stelle fest, dass ich bald zweimal solange hier lebe, wie ich in der Schweiz gelebt habe! Und immer noch bereue ich es nicht.

*Brigitta Amsler-Pedolin*

(Frau Amsler beschrieb bereits in früheren Ausgaben von *Kontakt* in den Anfängen von Corona einen Ausflug nach Boston. Sie ist sozusagen zur USA-Korrespondentin unseres Altersbulletins geworden.)

## Mein Sturz

Ja, soll ich das jetzt wirklich schreiben? Ich versuche es.

Heute ist ein heisser Sommertag im Juni. Mich zieht es in den Wald. Steil bergauf zum Berggasthof «Ällflue», wo eine Schweizerfahne flattert. Der Gasthof wird aber nicht mehr bewirtschaftet. Kein Mensch weit und breit, auch auf dem einstündigen Aufstieg ist mir kein Mensch begegnet. Grosse Stille und Vogelgezwitscher.

Meine Gedanken baden in den vielen Geschichten, die wir hier erlebten. Das

Panorama der weissen Riesen: Vom Wetterhorn, Berglistock, Schreckhorn, Mettenberg, Fiescherhörner, in der Mitte die Eigernordwand, über kleine Scheidegg zum Faulhorn, Tschuggen, Männlichen. Alle strahlen in sonnigem Glanz und machen einen Eindruck von Stabilität. Das gibt meiner Seele Halt im Jetzt.

Ich steige weiter hoch zur Schlangenbank. Auch die Ringelnatter, die jahrelang mit ihren Jungen hier wohnte, hat den Ort verlassen. Am Weglein oben blühen die weissen und lila Orchis. Hier muss ich vier Bikern Platz machen. Steige den breiten Weg zu Tal. Fühle mich fit und munter. Freue mich! Für das letzte Stück zur Bergschür nehme ich die Abkürzung

Das wird mir zum Verhängnis. Mein Fuss bleibt an einer versteckten Wurzel hängen und mein Gesicht prallt frontal in einen Felsblock, der zum Glück leicht bemoost ist, wirft mich zurück auf den Rücken. Da liege ich jetzt. Alles tut weh. Nach einer Weile versuche ich, meinen Kopf zu heben. Es geht, also das Genick ist nicht gebrochen, sonst wäre ich jetzt tot. Oft wünschte ich mir im Wald zu sterben, auf goldenen Ahornblättern liegend.

Das ist jetzt aber anders – ich denke an meine Familie, der mein Tod gar nicht gelegen käme. So prüfe ich langsam meine schmerzenden Glieder, rutsche auf dem Hintern ganz runter und versuche aufzustehen. Es geht! Ich freue mich! Am Brunnen vor der Bergschür wasche ich mit dem Taschentuch meine blutenden Schürfwunden im Gesicht.

Der Blick in den Spiegel daheim zeigt das Gesicht einer alten Hexe. Ich lache und bin dankbar, dass ich noch lebe. Lege mich mit einer Schmerztablette ins Bett und schlafe traumlos tief. Bei meinem Erwachen am anderen Morgen sind die Schmerzen erträglich.

*Silvia Hagedorn*

## Da kommt mir eben so ein Freund...

Da kommt mir eben so ein Freund  
Mit einem grossen Zwicker  
Ei, ruft er, Freundchen, wie mir scheint,  
Sie werden immer dicker.

Ja, ja, man weiss oft selbst nicht wie,  
so kommt man in die Jahre;  
Pardon, mein Schatz, hier haben Sie  
schon eins, zwei graue Haare!

Hinaus, verdammter Kritikus,  
sonst schmeiss ich dich in Scherben.  
Du Schlingel willst mir den Genuss  
Der Gegenwart verderben!

*Wilhelm Busch*



«Fat and happy» / Mollig und glücklich!

## Freiwillige Arbeit in einem Museum

Vor Jahren erfuhr ich von einer früheren Arbeitskollegin, dass sie als Freiwillige in einem Museum tätig war. Diese Idee faszinierte mich so sehr, dass ich nach meiner Pensionierung auf die Suche nach einer solcher Tätigkeit ging. Google sei Dank (!) fand ich schnell ein entsprechendes Inserat, und zwar vom «Kulturama, Museum des Menschen» in Zürich. Zu meiner Schande kannte ich das Museum noch nicht. Erst jetzt weiss ich, welche Perle in Zürichs Museumslandschaft hier beheimatet ist ([www.kulturama.ch/](http://www.kulturama.ch/)).

Seit Dezember 2017 bin ich in diesem Museum für etwa zwei Wochenendeinsätze im Monat engagiert. Meine Arbeit wird beschrieben als «Aufsichtsperson» – ein für mich schreckliches Wort. Zum Glück ist die Arbeit alles anders als schrecklich! Neben den klassischen Tätigkeiten, wie z.B. allgemeines Aufräumen, Handgriffe,



Skelette.

©Kulturama

Handläufe und Stationen mit Knöpfen, Kopfhörer und Computermäuse desinfizieren (zurzeit noch häufiger!), Vitrinenfenster von neugierigen Fingerabdrücken reinigen, gibt es viele interessante Interaktionen mit den Besuchern und Besucherinnen. Ich bin als erste Ansprechperson vor Ort, falls sie Fragen haben oder Hilfestellungen und Ermunterungen für die «hands-on» Ausstellungsobjekte brauchen. Ich merke auch, wenn sie bestimmte Besonderheiten des Museums übersehen und mache sie darauf aufmerksam. Es gibt so viel zum Schauen und Staunen! Zu den leicht zu übersehenden Museumsobjekten gehören z.B. einer der vermutlich ältesten Stützähne in der Schweiz aus der Römerzeit, echte Briefe von Charles Darwin oder das Röntgenbild einer ägyptischen Mumie. Das Hauptziel meines Engagements sehe ich darin, den Besuchern und Besucherinnen ein gutes Erlebnis im Museum zu ermöglichen, und dass sie dabei Spass haben.



Mumie mit Röntgenbild

©Kulturama



Die neue Sonderausstellung

©Kulturama

Die Entdeckung des Museums Kulturama war in verschiedener Hinsicht ein Glücksfall für mich: erstens passt der Schwerpunkt des Museums – die Evolution des Lebens im Allgemeinen und des Menschen im Besonderen – zu meinem naturwissenschaftlichen Hintergrund, und zweitens kann ich mit meiner Muttersprache Englisch ausländischen Touristen mit Erklärungen helfen, da vieles nur auf deutsch beschriftet ist.

Das Museum bietet etwas für jung und alt. Viele Familien kommen, besonders an regnerischen Tagen. Unter der Woche werden auch Workshops für Schulklassen angeboten.

Neben den zwei Stockwerken mit permanenten Ausstellungen zu «Woher wir kommen» und «Wer wir sind» gibt es einen «Erlebnispfad» mit vielen aktiven Posten sowie Schubläden zum Öffnen und deren Inhalte zu entdecken. Besonders Kinder machen dies sehr gern. Zudem gibt es eine jährlich wechselnde Sonderausstellung. Gerade läuft eine zum Thema «GESUNDHEIT – 7000 Jahre Heilkunst, von der Steinzeit bis heute: eine interaktive und informative Zeitreise durch die Medizingeschichte».

Und was ist mein Lieblingsobjekt? Ich finde vieles hochinteressant und spannend, aber wenn ich wählen müsste, wäre es die ägyptische Mumie. Ich weiss, viele Museen stellen eine Mumie aus, aber im Kulturama haben wir ein Röntgenbild und ein CT-Scan des mumifizierten Körpers. Diese wurden

2007 durch einen Radiologen am Spital Zollikerberg ermöglicht und enthüllten besondere Geheimnisse. Welche? Kommen Sie und entdecken Sie selber! Bringen Sie Familie und Freunde mit! Sie werden nicht enttäuscht sein. Das Museum ist tatsächlich eine Perle.

*Pamela Alean-Kirkpatrick*

## Ein interessanter, liebenswürdiger und effizienter Kontakt mit Swisscom

### Vorbemerkung

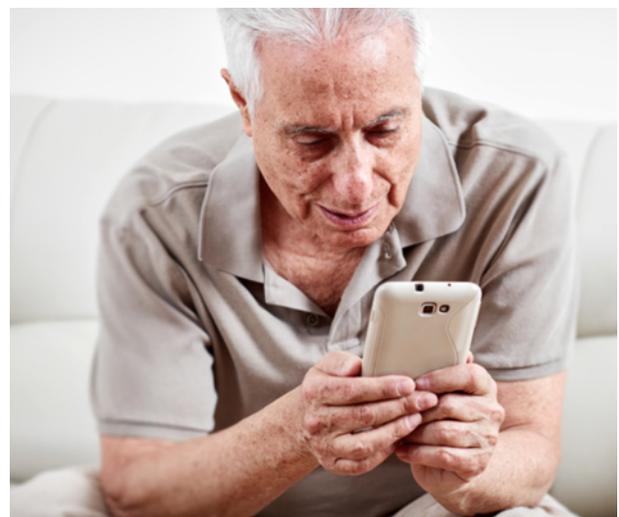
Nachfolgend zitiere ich einen SMS-Verkehr, den Swisscom und ich anfangs Juli 2021 geführt haben. Es ging um die Frage, wie ich bei einem Wechsel von Swisscom weg zu einem anderen Anbieter vorzugehen hätte.

### SMS-Verkehr

«Grüezi, ich möchte zu Sasag/Kabelanbieter wechseln, habe derzeit eine e-Mail [bluewin.ch](mailto:bluewin.ch) Adresse. Kann ich diese behalten und wenn ja, zu welcher monatlichen Gebühr? Danke für Ihre Antwort und freundliche Grüße  
Stephan Fröhlich»

*Antwort Swisscom: «Willkommen! 😊*

*Ich bin der Swisscom Bot und unterstütze Sie beim Lösen Ihres Anliegens. Wenn ich nicht mehr weiter weiss, leite ich Sie an einen Mitarbeitenden weiter.*



*Mit der Fortsetzung des Chats akzeptieren Sie die Nutzungsbedingungen:*

[swisscom.ch/anb-chat](https://www.swisscom.ch/anb-chat)

Weitere Kontaktmöglichkeiten finden Sie unter: [swisscom.ch/kontakt](https://www.swisscom.ch/kontakt)»

«Danke, beantwortet aber meine Frage nicht. Bitte nochmals meine Frage lesen. Danke und Gruss  
Stephan Fröhlich»

*«Ich bin neugierig: Konnte ich Ihnen mit dieser Antwort helfen?»*

«Eben nicht, siehe meine 2. Anfrage»

*«Schade konnte ich Ihr Anliegen nicht lösen. Nun brauche ich weitere Unterstützung. Gerne würde ich Sie an einen Mitarbeitenden weiterleiten, der Ihnen hier zurückschreibt. Sind Sie damit einverstanden?»*

«Ja, sehr gerne und danke!»

*«Ich leite Sie nun an einen Mitarbeitenden weiter, der Ihnen so bald wie möglich zurückschreibt.*

*Aktuell haben wir erhöhte Antwortzeiten von ca. einer Stunde.»*

«👍 so warte ich halt...»

*«Guten Tag, Herr Fröhlich, ich bin Ari 🙋 Vielen Dank, dass Sie unseren Messaging Kanal nutzen. Gerne kümmere ich mich um Ihr Anliegen. Wenn Sie nur eine E-Mail-Adresse nutzen möchten, dürfen Sie diese nach der Kündigung weiterhin behalten. Wichtig ist nur, dass Sie Ihre E-Mail-Adresse über Ihr Kundencenter abtreten, damit das Service Package Light Konto neu erstellt wird. Dieser Service ist kostenlos und hat 1 GB Speicherplatz zur Verfügung. Sollten Sie mehrere E-Mail-Adressen haben, dann wäre es das Service Package Classic CHF 9.-/ Monat, da hätten Sie die Möglichkeit bis zu fünf E-Mail-Adressen zu nutzen und einen Speicherplatz von fünf GB.»*

«Ich bedanke mich sehr, Herr Ari (?) für Ihre hilfreiche Antwort. Ich muss mich noch entscheiden, wüsste nun aber, wie gegen-

über Swisscom zu verfahren wäre.  
Freundliche Grüsse  
Stephan Fröhlich»

*«Bitteschön, Herr Fröhlich. Ich wäre dann eine Frau Ari. 🙋😊 Sollten Sie Hilfe bei der E-Mail Abtretung benötigen, sind wir jederzeit erneut für Sie da. Darf ich Ihnen sonst noch bei einem Anliegen behilflich sein?»*

«Ich bin zwar sehr für Emanzipation und unterstütze, wo ich kann, den für Frauen immer noch mühsamen Prozess. Mit Jahrgang 1937 bleibe ich blöderweise immer noch zu viel bei den ‚Herren‘ stehen... Also, liebe Frau Ari, nehmen Sie meinen Dank für die gute Unterstützung auch so an. Falls ich weitere Hilfe brauche, melde ich mich (kann ich Sie auch direkt erreichen?)  
Freundliche Grüße  
Stephan Fröhlich»

*«Bitteschön, Herr Fröhlich, ich freue mich, dass ich Ihr Anliegen lösen konnte. 🌹 Sollten Sie unsere Unterstützung benötigen, sind wir immer von Mo.- Fr. 08:00 Uhr bis 20:00 Uhr und Sa. 08:00 Uhr bis 17:00 Uhr erreichbar. Ein direkter Kontakt ist nicht möglich, es könnte natürlich gut möglich sein, dass unser System Sie wieder an mich verbindet. 🙋👍👍❤️»*

*«Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen Tag und vielleicht bis zum nächsten Mal, Herr Fröhlich. ❤️😊 Liebe Grüsse, Ari.»*

**Nachwort**

Zu Beginn des Dialogs war ich eher ärgerlich über die, wie mir schien, komplizierten Wege der Kommunikation mit Swisscom. Mit zunehmender Dauer fand ich aber immer mehr Gefallen am Dialog und hatte zum Schluss meine helle Freude am Kontakt mit Frau Ari und auch eine brauchbare Antwort auf mein Anliegen.

*Stephan Fröhlich*



## Der Divisionsrapport

Mein Name ist Martin Wipf und ich wohne seit über 13 Jahren in Eglisau. Seit Mitte Jahr bin ich pensioniert. 1957 geboren habe ich die Rekrutenschule ein Jahr früher als üblich absolviert, Unteroffiziers- und Offiziersschule gleich «angehängt» und bin im November 1977 als seinerzeit jüngster – noch nicht zwanzigjährig - Leutnant der Schweizer Armee brevetiert worden.

Als Absolvent der Ecole Supérieure de Commerce de Neuchâtel bin ich des Französischen recht gut mächtig. Deshalb war ich ohne weiteres einverstanden, in eine welsche Fliegerabwehrabteilung eingeteilt zu werden, die zur damaligen Division Mécanisée 1 (Mechanisierte Division 1) gehörte. Die Teilnahme am jährlich stattfindenden Divisionsrapport war für Zugführer zwar nicht obligatorisch, aber Ehrensache.

So haben sich dann an einem Samstag Ende Januar 1978 ihrer drei frisch brevetierte Leutnants in Uniform in Zürich zur gemeinsamen Zugfahrt nach Lausanne getroffen. Am Hauptbahnhof Lausanne stiegen wir aus, ein Sergeant und ein Gefreiter der Waadtländer Gendarmerie in Galauniform, weiss behandschuht, grüss-

ten uns mit zackigem Gruss, den wir natürlich nicht minder zackig erwiderten.

Es folgte die Fahrt zum festlich beflaggten «Palais de Beaulieu» im Taxi. Noch nie hatte ich so viele Offiziere – über 800 an der Zahl - aufs Mal gesehen. Als Leutnants hatten wir am wenigsten Gold am Hut. Es wimmelte nur so davon und in allen Waffenfarben, mit einem Schwergewicht in gelb, «mécanisée oblige». Höhere Stabs-offiziere mit doppelten, Generalstabs-offiziere mit einfachen schwarzen, der Artilleriechef – ein Oberst de Watteville – sogar mit roten Streifen an den Hosen, ich kam ins Staunen....

Wir suchten die Tische des Groupe Léger Mobile de Défense contre Avions 1 (Fliegerabwehrabteilung) und meldeten bei allen Kommandanten, Offizieren des Stabes und Zugführerkameraden.

Dann punkt zehn Uhr Meldung des Ersten Divisionadjutanten – dem nachmaligen Staatssekretär Franz Blankart - an den Divisionskommandanten Pictet, nicht ganz reglementgemäss, aber sehr elegant: «Mon Divisionnaire, j'ai le grand honneur de vous annoncer les officiers de la Division Mécanisée 1 pour le rapport de division», worauf der Divisionskommandant dann seinerseits dem auch anwesenden Kommandanten des Feldarmeekorps 1 Meldung machte. Auf die Meldung an den der Division die Ehre erweisenden Bundesrat Chevallaz wurde verzichtet. Dennoch wurde mir bewusst, dass dies offensichtlich nicht nur ein einfacher militärischer Rapport, sondern auch ein gesellschaftliches Ereignis war.

Es folgten der Rückblick auf das vergangene, der Ausblick auf das kommende militärische Jahr und dann die Verabschiedungen. Hatte ein Regiments- oder Bataillons-/Abteilungskommandant, Oberste oder Majore, sein Kommando per Ende des Vorjahres abgegeben, wurde er vor dem ganzen Offizierskorps der Division verabschiedet. Auf die Bühne gerufen, meldeten sie sich selbstverständlich militärisch an.

Darauf wurde ihre Kommandozeit wohlwollend und auch mit einer Prise Humor in einer Art gewürdigt, wie es Welsche so meisterhaft verstehen.

Ich erinnere mich an die Verabschiedung unseres Abteilungskommandanten, Major Weiss, in welcher seine erste Qualifikation als junger Zugführer zitiert wurde: «bon, pourrait faire mieux ...» und anschliessend, dass er sich diese Qualifikation sicher zu Herzen genommen haben müsse, andernfalls stünde er ja nicht hier.

Während die Gewürdigten an ihre Tische zurückkehrten, erhoben sich die anwesenden Offiziere ihres Regimentes oder Bataillons und klatschten. An der Länge des Applauses konnte man ablesen, wie beliebt der Betreffende gewesen war. Oft gab es auch minutenlangen Applaus.

Dann ein weiter Höhepunkt: «Le toast à la Patrie» (Würdigung ans Vaterland). Dieser Toast wurde jeweils dem jüngsten, neu im Divisionsstab eingeteilten Generalstabs-offizier übertragen.

Man stelle sich vor, ein Ende zwanzig, anfangs dreissig Jahre alter Hauptmann allein auf der Bühne, vor sich ein Bundesrat, etliche Generäle und achthundert Offiziere, die gespannt zuhörten. Bei diesem Toast ging es nicht einfach darum, den Anwesenden kurz alles Gute zu wünschen, sondern prägnant Substanzielles zu Armee und Eidgenossenschaft auszuführen. Viele dieser jungen Generalstabsoffiziere haben die Aufgabe brillant gelöst, keiner hat sich je blamiert.



*Kommunikationspflege mit der jüngeren Generation*

Nach dem Schlusswort des Divisionskommandanten :«Messieurs, votre tâche n'est pas facile, elle est difficile, même très difficile. Si elle était facile, vous ne seriez pas ici» essen alle gemeinsam Saucisson vaudois mit Lauch- und Kartoffelgratin und verabschieden sich voneinander.

*Martin Wipf*

### **Seid mir nur nicht gar so traurig**

Seid mir nur nicht gar so traurig,  
dass die schöne Zeit entflieht,  
dass die Welle kühl und schaurig  
uns in ihre Wirbel zieht;

dass des Herzens süsse Regung,  
dass der Liebe Hochgenuss,  
jene himmlische Bewegung,  
sich zur Ruh begeben muss.

Lasst uns lieben, singen, trinken,  
und wir pfeifen auf die Zeit;  
selbst ein leises Augenzwinkern  
zuckt durch alle Ewigkeit.

*Wilhelm Busch*



*Gelassenheit – ein leises Augenzwinkern!*

## Wygueteli

Die Gueteli sind auch guet für den Autofahrer, denn der beigegebene Alkohol «verrückt» im Ofen und der feine Weingoût bleibt im Gebäck, also absolut polizeikontroll-sicher:

*Das Rezept (aus der Sammlung ZKB 1978):*

550 g Puderzucker

3 Eier

1 dl Rotwein, erwärmt

1 Prise Salz

2 Esslöffel Sandelholzpulver

2 abgeriebene Zitronenschalen

1 Esslöffel Kirsch

1 Esslöffel Zitronensaft

etwas Muskat

etwas Nelkenpulver

schaumig schlagen bis die Masse luftig ist

550 – 600 g Mehl dazu sieben, zu einem Teig zusammenfügen, 1 Std. kühl stellen;

den Teig mit etwas Mehl  $\frac{3}{4}$  cm dick auswallen, ein bemehltes Leckerli-Model darauf drücken, dann die Rechtecke ausschneiden, auf ein bebuttertes Blech legen, über Nacht stehen lassen, backen.

Vorheizen: 10 Min. 170°C

Backen: 8 – 15 Min. 170°C, je nach Belieben

*(entdeckt von Helen Hangartner)*



*Absolut polizeikontroll-sicher!*

## Traum

Immer seltner wirft das Leben  
Blumen mir in meinen Schoss  
Zarte Wünsche zittern sachte  
Mir durch meine Träume bloss

Immer höher steigt die Sonne  
Enger wird des Lebens Kreis  
Und es fallen erste Schatten  
Und der Abend dunkelt leis

Meine Jahre gehn vorüber  
Doch die Sehnsucht bleibt sich gleich  
Meine Seele will nicht altern  
Meine Lieb' bleibt jung und reich

Mag die Jugend auch vergehen  
Und mein Sommer auch verglühn  
Wird Erfüllung mir im Träumen  
Dass ich dennoch glücklich bin

*Margrit Studer*

## Die vier Grazien.

In dieser Zeit von fast quarantäneähnlicher Abgeschlossenheit sind mir beim Grübeln in längst vergangenen Zeiten vier Frauen in der Erinnerung erschienen. Alle kannte ich seit frühester Kindheit, fanden sie doch in den Sommermonaten Arbeit im Hotel meiner Familie mütterlicherseits. Altersmässig gehörten diese Frauen ziemlich genau in die Mitte zwischen der Generation meiner Mutter und der meinigen, was dazu führte dass sie meine Mutter siezten, diese sie aber duzte, während sie mich duzten und ich sie siezte.

Ich bezeichne sie als Grazien. Der grosse Brockhaus definiert Grazie mit: Anmut, Liebreiz, schlank, zierlich, geschmeidig, anmutig. Hatten sie das? Waren sie das? Anmut und Liebreiz gewiss nicht. Die Götter waren streng mit ihnen. Wurden sie schon in Knappheit oder gar Armut geboren, sollten sie nicht auch noch liebreizend sein. Aber zierlich und schlank

waren sie, herrschte doch meist Schmalhans Küchenmeister im Elternhaus und darüber hinaus. Geschmeidig wurden sie, der Not gehorchend. Anmut und Liebreiz hätten ihnen wohl wenig genützt.

Dafür hatten sie Willensstärke, Ausdauer, Güte und Würde. Ja, auch eine Art Noblesse. Mit diesen Eigenschaften sind sie für mich eben Grazien. Ich glaube sie so nennen zu dürfen, ohne dass der Verdacht aufkommt, ich würde mich über sie lustig machen.



Da war **MARIE T.**

die älteste des vierblättrigen Kleeblatts. Hager, sehr hager war sie. Trug nie Rouge auf ihren schmalen Lippen, obwohl ihr dies gut gestanden hätte. Kaum je huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Waren es die Lebenserfahrungen, die ihr das Lachen verunmöglichten oder waren es ihre künstlichen Zähne die, damaliger Technik zufolge, nicht sicher sassen?

Marie bekam diese Zähne als Mitgift, damit Zahnarztrechnungen das glückliche Zusammensein des jungen Paares nicht verderben sollten. Vermutlich war es beides.

Im Alter von dreizehn Jahren musste Marie von zu Hause weg, ihr eigenes Brot verdienen, ja, wenn möglich, noch einige Batzen den Eltern abliefern.

Lesen, schreiben, rechnen hatte sie mühelos in der Schule gelernt. Sicher konnte sie auch putzen, waschen, flicken und nähen, wohl auch etwas kochen. Arbeit fand sie im Hotel am schönen See, wo man ihr auch dies und jenes noch beibrachte. Ihrer



mangelnden Ausbildung bewusst, und der damit verbundenen beschränkten Möglichkeiten zu bescheidenem Wohlstand zu gelangen, beschloss sie, ihren jüngeren Geschwistern eine Berufsausbildung zu ermöglichen. Sie setzte sich durch und erreichte dieses Ziel. Fortan war sie in ihrer Familie das ungekrönte Oberhaupt, geachtet und verehrt.

Später heiratete sie einen Maschinisten, tätig in einem Kraftwerk, musste mit ihm am Ort des Werkes wohnen, abgeschieden, tief in einem schmalen Tal, das während der Hälfte des Jahres kein Sonnenstrahl traf. Das setzte ihr seelisch zu. Sehnsüchtig wartete sie auf den Frühling, damit sie wieder samstags, sonntags, nach Bedarf auch an Wochentagen, im Hotel ihren Platz einnehmen konnte. Organisierend, zubereitend, schweigend das Geschehen verfolgend um, falls nötig, einzuschreiten mit Rat und Tat.

Marie bekam zwei Töchter, ermöglichte auch ihnen, zusammen mit ihrem Mann, eine Ausbildung. Erzog sie zu selbstbewussten tüchtigen jungen Frauen die sich ebenso tüchtigen Männern anschlossen.



Hin und wieder kamen diese beiden, nun auch schon mit Kindern gesegnet, im Hotel vorbei, die Mutter zu grüssen. Dann kam ein leises, aber kaum übersehbares Strahlen in Maries Gesicht.

### **RENEE W.**

Auf halbem Wege zu Maries abgesehenem Zuhause wohnte Reneé W. Verheiratet war sie mit einem mager bezahlten Angestellten einer kleinen Lokalbahn. Sie wurde Mutter von vier Kindern. Das jüngste geriet unbeaufsichtigt in das Gehege eines Stiers. Das Tier stürzte sich auf den Knaben, verletzte ihn schwer im Gesicht. Immer wieder musste Reneé mit ihrem verstümmelten Söhnchen nach Zürich ins Kinderspital. Ungezählte Operationen waren nötig um ihm ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Das Schicksal des Buben belastete die Familie schwer. Sie war auf zusätzliche Einkünfte angewiesen. Bald gehörte auch Reneé zu den unentbehrlichen Kräften, die im Hotel am See wirkten.

Ruhig, konzentriert, sehr höflich und zuvorkommend bediente sie die Gäste. Schleppte Mineral und andere Wässer herbei, brachte Speisen, holte diese und jene Kleinigkeit, die verwöhnten Leute auch noch in den Sinn kommen konnten. Immer freundlich, auch wenn Sorgen drückten, die Beine schmerzten, die Hitze eines schwülen langen Sommertages ihr zusetzten. Dies stets im Bewusstsein, dass ihr Auftreten auch die Höhe des Trinkgeldes, auf das sie so dringend angewiesen war, beeinflusste.

Jahr für Jahr schuftete sie das Sommerhalbjahr durch. Wochentags ihre Familie



versorgend, ohne Pause die kräftezehrende Servicearbeit am Wochenende leistend.

Als sie erfuhr, dass eine Lingère (Wäscherin) im Hotel ein Kind von einem Koch erwartete, der sie sitzen liess, war sie spontan bereit, dieses Kind in ihre Familie aufzunehmen. Sie betreute und erzog es, als ob es ihr eigenes wäre, verschaffte auch ihm eine Ausbildung.

Viele Jahre später traf ich sie bei einem Anlass wieder. Sie war nun im AHV-Alter, sagte heiter und bei guter Gesundheit, es wäre eine schöne Zeit gewesen, damals im Hotel. Die Arbeit zwar streng, habe sie aber gerne geleistet. Auch in der Hotelierfamilie hätte sie sich gut aufgehoben gefühlt.

### **LOUISE L.**

Am Ort des Hotels wohnte Louise L. Sie stammte aus einem Dörfchen weit, weit hinten in einem abgelegenen Tessinertal. Es hiess, die Leute dort seien alle arm wie die Kirchenmäuse. So musste Louise früh arbeiten gehen, suchte mangels Möglichkeiten in der Heimat nördlich des Gott-hards ihr Auskommen. Dort lernte sie ihren Mann kennen. Auch er ein Kondukteur bei der Lokalbahn, mager bezahlt. Durch ihn fand sie Arbeit im Hotel am See. So bediente sie im Sommerhalbjahr Abend für Abend und samstags und sonntags den ganzen Tag über ihre Gäste, während ihr Mann nach Feierabend die Kinder versorgte. Luisa oder Louise, tönte damals besser, man pflegte ja auch die französische Küche, war wie Reneé sehr tüchtig, freundlich und zuvorkommend – und sehr genau.

Als ich einmal im sonntäglichen Gedränge eine rationelle Methode zum raschen Öffnen von Weinflaschen erfand, dabei aber ein paar Tropfen des edlen Saftes verspritzte, monierte sie diesen Verlust zu Lasten des Gastes unverzüglich. Prompt kam auch der Tadel meines Onkels.

Louise beobachtete, erfasste rasch das Geschehen. Sie korrigierte uns, die jüngste Generation der Familie, mit knappen, in

ihrem Tessiner Schweizerdeutsch sanft tönenden, Widerspruch nicht duldenden Worten, wenn wir nicht bei der Sache waren.

### **MARIE S.**

Da sie klein und hager war und wohl auch, um sie von Marie T. zu unterscheiden, wurde sie Marieli genannt.

Kurz nach der Geburt ihres zweiten Kindes kam ihr Mann ums Leben. Er fuhr auf einem Ledischiff, schaufelte alle möglichen Güter vom oder zum Kahn, half beim Anlegen und anderen Arbeiten. Man nannte diese Leute „Seegusler“. Eine Bezeichnung, die nicht gerade von Hochschätzung zeugte. Entsprechend war auch das Einkommen gering. Selbst als ihr Mann noch lebte, herrschte Knappheit in der Familie.

Bei einem Föhnsturm fiel ihr Mann vom Schiff, verschwand im sturmgepeitschten See. Lebens-, Unfall- oder Hinterlassenenversicherungen gab es damals für diese Leute nicht. Wenn doch, so war eine Entschädigung nicht existenzsichernd. Die junge Witwe musste für ein Einkommen sorgen. Ihre Mutter, der Vater war schon früh gestorben, half ihr.

Auch Marieli fand Arbeit im Hotel am See, lernte, wie der Tisch zu decken war, wie die Gäste zu betreuen waren. Sie lernte schnell, war bald Profi. Schmächtig von Natur lief sie tapfer, leicht gebeugt, Tag für Tag ihre Kilometer von der Küche, vom Office zu den Gästen und zurück. Immer freundlich und dienstbereit.

Mit äusserster Sparsamkeit gelang es ihr, die vaterlose Familie zusammenzuhalten



und zu verhindern, dass sie die Kinder weggeben musste.

Als ich ihr einmal etwas ausrichten musste - ein Telefon konnte sie sich nicht leisten - traf ich sie in ihrer Küche, die auch Ess- und Wohnzimmer war. Der kleine Raum war blitzsauber. Tücher und Holzboden glänzten wie frisch poliert. Auf dem einzigen Tablar lagerten etwas Geschirr, ein oder zwei kleine Pfännchen. Alles wohlgeordnet. Das Bild erinnert mich heute an japanische Innenräume, sparsam und edel. Nur der Wandschmuck und das Blumengesteck fehlten.

Auch Marie S. konnte ihre beiden Söhne schulen lassen, wohl auch mit Hilfe der Kirche, in der sie Halt fand.

Als ich dann den Fahrausweis erlangte, chauffierte ich, wenn ich bei der Familie war, die Frauen spätabends nach der Arbeit nach Hause. Zu dieser Zeit fuhr die Lokalbahn nicht mehr. So mussten sie sich nicht noch mit dem Velo, oft auch bei Regen, nach Hause schleppen. Ich versuchte dann manchmal ein Gespräch zu führen. Mehr als ein paar Worte, aus Höflichkeit wohl, gab es von ihrer Seite nicht. Die Frauen waren erschöpft.

Nie habe ich sie klagen gehört. Nie, dass eine von ihnen missmutig oder neidisch das materiell bessere Leben der Gäste, die sie bedienten, mit dem ihrigen verglichen hätte oder mit ihrem Schicksal haderte.

Sie akzeptierten ihre Lage, meisterten sie. Das gab ihnen Selbstbewusstsein. So konnten sie sich auch zur Wehr setzen, wenn sie ungerecht behandelt wurden. Rüffel und Schmutzkerle gab es auch unter den „feinen Leuten“. Sie wehrten sich nie laut, aber bestimmt, würdevoll, was immer wirkte. Alle vier waren sie sich ihrer Leistung bewusst, vier Grazien eben.

*Peter Itschner*

*Bemerkung des Bildredaktors: Die gezeigten Frauen stehen stellvertretend für die vielen weiblichen Hilfskräfte, die zuverlässig und anonym für einen angenehmen Aufenthalt der Gäste sorgen.*

## Schlusswort

Gemeinschaft stiften ist unsere Motivation für die Herausgabe von «Kontakt», wie schon eingangs erwähnt, jetzt in achter Auflage.

Das Altersbulletin macht Sinn, obwohl es eigentlich kein solches Extremereignis wie die Verbreitung des Virus benötigt, um aufzuzeigen, wofür der Seniorenrat einsteht: Selbstorganisation von breitgefächerten freundschaftlichen Hilfestellungen ermöglichen und unterstützen, die Geselligkeit zu fördern und zu pflegen. Der Seniorenrat fragt nach, wo der Schuh drückt, damit er auf Bedürfnisse älterer Menschen hinweisen und eingehen kann. Gemeinsam mit den Betroffenen sucht er vorausschauend nach Möglichkeiten für die Unterstützung der älteren Menschen in unserer Gemeinde und setzt sie, wenn immer möglich um.

Am diesjährigen Forum vom 14. Oktober möchten wir uns mit Ihnen, liebe Leser\*innen, austauschen und an Geschichten von nachbarschaftlicher Hilfe in den vergangenen Monaten anknüpfen. Auch wollen wir der Frage nachgehen, was der Seniorenrat fortan beitragen kann,

dass der vielgenannte Wunsch erfüllt wird, auch im Alter sein Leben selber bestimmen und in der gewohnten Umgebung bleiben zu können. Mit ihrer Mithilfe, mit Herz und Verstand wollen wir voraus denken.

Die politischen Gremien ihrerseits stützen die von Freiwilligen geleisteten Hilfen und stellen Ressourcen bereit.

Pflegen wir also den Zusammenhalt in unserer Gemeinde. Er bewirkt Gutes: «Für mich – für uns – für Alle». Bleiben Sie mit uns in *Kontakt*. Wir danken Ihnen.

*Helen Hangartner*

### Impressum:

*Herausgeber von Kontakt:*

Gruppe *Kontakt* der Aktivitäten «Senior\*innen für Senior\*innen» des Seniorenrates der Gde. Eglisau.

*Redaktionsteam:*

Matthias Heller, Stephan Fröhlich und Helen Hangartner

*Verfasser\*innen:*

Werden am Schluss der Beiträge genannt.

*Bilder:*

Autor\*innen, Kulturama, Matthias Heller, Datenbanken; Brigitta Amsler, Marblehead/Mass/USA

*Zuversicht zum Herbstbeginn: Die Traubenernte wird nicht überall schlecht!*

